**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 6 (1902)

Artikel: Fern vom Neste
Autor: Ribaux, Adolphe

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-576369

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ich Manfred anbete. Mein Herz ist zu voll . . . von Anbetung für Sie!"

"Ich verlange gar nichts," erklärte das junge Mädchen. "Aber ich glaube, daß Sie zu viel sprechen. Sind Sie

nicht noch ein wenig fieberisch?"

"Ach, Dank, Dank, daß Sie mich mit Ihrer lieben Stimme, Ihren sugen Augen noch einmal in bieses Fieber versett haben! Sie scheinen überrascht zu sein . . . Sie waren vielleicht auf Vorwürfe gefaßt? Nein! Sie sind frei, ich wiederhole es. Ich selbst habe Ihnen Ihre Freiheit wiedergegeben. Sie gehorchten ber Not, nicht ber Liebe, als Sie mich nahmen! Sie konnen jeden andern heiraten, selbst Manfred — ber, unter uns gesagt, gar nicht Manfred heißt."

"Und Sie auch . . . Sie können auch eine andere

heiraten."

"Eine andere heiraten? Ich? Wenn ich weißes Haar haben werde — falls ich dieses Alter erreiche — werden Sie feben, ob ich eine andere geheiratet habe!"

"Herr Herepian," fagte Alexandrine, "ich habe Man= fred verboten, mich je wieder anzusprechen. Ich habe

mir einen Beffern gefunden."

"Das war nicht schwer. Hoffentlich haben Sie

biesmal eine glücklichere Wahl getroffen."

"D, dieser ist erprobt. Er heiratet mich nicht aus Pflicht, so wenig wie ich ihn aus Pflicht nehme. Ich liebe ihn. Sie hatten entschieben recht: Die Sonne war im Rebel verborgen. Aber fie bricht hervor . . . Seben

Sie nicht ihr golbenes Licht?"

Rein und fleghaft brachen die so lange verborgen gewesenen Strahlen aus einem Azur hervor, der noch die feuchten Spuren des Gewitters an sich trug. gesichts dieses Blickes, den ihm Alexandrine in einer gang neuen Geftalt zeigte, zögerte Felir zuerft. Er hatte indeffen blind fein muffen, um nicht zu verstehen. Seine Arme öffneten sich . . . und umschlossen seine Frau, sein für ewig! Aber biese Bewegung weckte ben vergeffenen Schmerz wieber; er ftieß einen Schrei aus. Ebna eilte erschrocken herbei, was zur Folge hatte, baß Allerandrine in den fernsten Winkel des Gemaches floh.

"D, ich fürchtete einen Unfall," murmelte die junge

Krankenwärterin, sich schleunigst zurückziehend. "Gehen Sie nicht, Coufinel" bat Felix. "Sind Sie nicht glücklich, uns so zu sehen?"

Mit innigem Blick breitete er seine Arme nach seiner Braut aus; aber bas junge Madchen machte eine verneinende Geberde. Sie betrachtete Edna, die nabe baran schien, ohnmächtig zu werben.

"Teures Schwesterherz!" rief sie aus, hinknieend,

um sie zu stüten.

Dann sette fie gang leise hingu: "Geliebte Martyrerin, verzeih mir!"

Fast unmittelbar nach der Trauung traten sie die Hochzeitsreise an. Als Edna die Neuvermählte umarmte, sagte sie: "Auf baldiges Wiedersehen!" Aber die junge Frau Herepian ichloß ihre Cousine in die Arme, ohne zu antworten. "Nein," dachte sie, "kein baldiges Wiedersehen! Ich liebe sie zu sehr, um sie leiden zu seben! . . . " Es war der lange Ruß eines langen Ab= schiedes, ben sie auf die brennenden Augen der Zurückbleibenden drückte. Frau Lyzdenko verbrachte zwei Wochen unter ber Obhut ihrer altern Enkelin, die häufig von ihrer Rückkehr nach Amerika sprach, wo, wie sie sagte, tausenderlei Pflichten sie erwarteten. Als das junge Baar seine Ankunft meldete, traf sie ihre Vorbereitungen zur Abreise und bestellte eine Kabine an Bord des nächsten Schiffes. Zwischen bem Zug, ber bas Chepaar bringen, und bemjenigen, ben fie gur Abfahrt benüten follte, lagen einige Abendstunden, die sie mit den Neuangekommenen würde zubringen muffen, um bann um Mitternacht ben Bug nach havre zu besteigen, der Anschluß an das Schiff hatte. Den Hochzeitsreisenben mar biese Ginteilung bekannt. Felir hatte geschrieben, um gegen eine fo rasche Trennung zu protestieren; seine Frau war stumm geblieben. An bem Tage, an bem ihre Rucktehr er= wartet wurde, kam eine Depesche von Genf: "Wegen Unbesonnenheit Alexandrinens Zug versäumt. Treffen morgen früh in Paris ein. Erwartet uns! Felix.

"Großmutter, ich kann sie nicht erwarten," sagte Edna, "Meine Roffer find ichon expediert. Man gablt auf mich in Amerika in wichtigen Angelegenheiten.

Frau Lyzbenko wetterte gegen die Unbesonnenheit ber jungen Frau. Aber Edna begriff alles. Sie erinnerte sich an den langen Abschiedskuß Alexandrinens. Und als diefe nach einer durchreiften Racht bei aufgebender Sonne in ihr Zimmer trat, fand fie auf ihrem Tische ein Billet in der Handschrift ihrer Cousine; sein Inhalt bestand in dem einzigen Wort: "Dank!" Zum ersten Mal blieb der Gatte in Unkenntnis über die Korresponbeng seiner Frau. Er hat nichts erfahren, er weiß nichts . . . Der Dichter Gray hat vor mehr als hun= bert Jahren gesagt:

> Ginem jeden sein Leid! Wir alle hienieben Sind verurteilt zu feufgen : Die Mitfühlenden über den Schmerz der andern, Die Egoiften über ihr eigenes Weh. Wozu das Schickal ergründen wollen? Der Kummer, ach, kommt nie zu spät; Das Glück flieht immer allzu schnell!

Nichtwiffen ift ein hohes But!

## Fern vom Aeste.

Novellette von Adolphe Ribaux, überfett von Emma Biepfing.

(Fortfetung ftatt Schluß).

**C**or langen Jahren, auf gewiffen Wegen in ben Wälbern feines geliebten Nemi ift es ihm an ftürmischen Tagen wohl vorgekommen, ein dumpfes Geräusch zu vernehmen, das dem Brausen des entfesselten Meeres glich. Aber es war nicht in tiefer Nacht, nicht in Sklaverei; hinter den dunkeln Sichen sch er sein weißes Häuschen inmitten der Gärten schlimmern; ar kannta die Sklavimiekst im Wolde in dangen war im gene er kannte die Schlupfwinkel im Balde, in denen man immer

geborgen war; er war frei wie ein Zicklein, wie ein Hase zwischen Thymian und Majoran! Jegt! . . . Ach jegt! Und seit einem Monat hatte er keinen Brief erhalten! Wie konnte man ihn nur so lange Zeit ohne Nachricht lassen! War man seiner überdrüssig, vergaß man ihn? Vincenzo war nicht mehr imstand, nachzudenken, richtig zu folgern. Das Fieder, das seine Pulse zu schnellern Schlägen trieb und in seinen Schläfen

pochte, ließ ihn alle Dinge übertreiben. Man gab ihn auf, man bergaß ihn. Und Gioconda, die mittlerweile erwachsen war, hatte sicherlich irgend einen Liebhaber gefunden und dachte an ihren fernen Rameraden wohl nicht mehr als an die Hafel=

nüffe des verfloffenen Jahres.

Das Meer rauschte immer ftarter, die Wogen bespritten die Klippen mit weißem Schaum und machten einen höllischen Lärm. Die Finsternis bedrückte ihn; zeitweilig herrschte Toten= ftille, zeitweilig erglänzten rote, grüne ober weiße Lichter auf bem Leuchtturm, die nur blendeten, aber keine Selle ver-breiteten. Und diese Mauer, die fünfzehn Meter hohe Mauer, breiteten. Und diese Mauer, die fünfzehn Meter hohe Maue von der sich schon so viele Unglückliche hinabgestürzt hatten -

der Muraglione della Morte!

Bergebens hatten die Unglücklichen fich bemüht, ihren täg= lichen Unterhalt zu erwerben; wenn ihre Kinder nach Brot schrieen, waren fie vom Stolz und Reichtum zurückgestoßen worden, bis fie schließlich dieses elenden Lebens überdrüffig wurden. Sie hatten nicht den Mut, den Kampf ums Dasein weiterzuführen; voll Bitterkeit, zu Tode erschöpft, waren sie in einer dunkeln Nacht den Corso heruntergekommen, der mit un einer duntein Nacht den Corso heruntergekommen, der mit Balmen und Pfesserbäumen bepflanzt ist. Jum letten Male betrachteten sie die große Stadt unter ihrer funkelnden Strahlenfrone und das unermeßliche Weer, dann warfen sie einen schaubernden Blick auf die steile Wand und berechneten den sürchterlichen Sturz in die Tiese. Unwiderstehlich zog der Tod sie au, da das Leben sie zurücksteß.

Unwilksürlich mukte Nincona an dan lebten Salkstward

Unwillfürlich mußte Bincenzo an den letten Selbstmord benken, der hier ftattgefunden. Gin Witwer hatte fich mit seinem Rinde von der Sohe der Mauer gestürzt, weil er nicht imstand gewesen, Arbeit zu finden. Der Zollwächter, der in jener Nacht den Dienst zu versehen hatte und ein Schlafgenofse von Bincenzo war, hatte diesem den Vorgang beschrieben. Die Nacht mar ebenso unheimlich und finster gewesen wie die heutige; plöglich hatte man einen gellenden Schrei vernommen, zwei Rörper zerschellten am Felsen, und das Sirn spritte weit herum

inmitten einer Blutlache.

inmitten einer Blutlache.
"Ih, mein Gott, mein Gott!" murmelte Vincenzo und wandte sich schaudernd ab, um den unheimlichen Plat nicht mehr vor Augen zu haben.

Ach, auch er ist so lebensmüde! Warum hat seine alte Mutter ihm seit Wochen nicht geschrieben? Ist sie vielleicht frank? Oder zürnt sie ihm, weil er ihr in den beiden letzten Monaten nur fünf Lire hat senden können, obgleich er für sich so sparsam wie möglich gelebt hat? Wie dem auch sei, Pippohätte ihm wenigstens einige Zeilen schreiben können. Und warum gab Gioconda ihn auf? Immer und immer kam ihm wieder der Gedanke: "Verlassen! Vergessen!" Vier Jahre mußer noch in dieser Weisen deutschen, den beständigen Neckereien seiner Kameraden ausgesetzt, die ihn nicht verstehen, sich über seiner Kameraben ausgesett, die ihn nicht verstehen, sich über ihn luftig machen, ein Spielball ber brummigen, despotischen Borgesetzten, die ihm bas Leben gur Solle werden laffen. Gin unaussprechlicher Schmerz bemachtigt fich feiner, wie der bergzerbrechende Kummer eines kleinen Kindes, das felbst nicht weiß, was ihm fehlt. Mit aller Gewalt sucht er dies Gefühl zu unterdrücken; aber seine innere Erregung ist stärker als seine Willenskraft. Das brausende Meer flößt ihm Furcht ein, er fürchtet sich vor der Finsternis, die immer undurchdring-licher wird, er fürchtet sich vor den schäumenden Wasserwirbeln, die sich an den Klippen brechen. Die Steine scheinen sich in ekelhaste Keptilien zu verwandeln; er bildet sich ein, von brohenden Gespenstern umgeben zu sein, die ihre Krallen nach ihm ausstrecken. Am fürchterlichsten ist aber diese büstere, riesige Mauer, die an so viele beklagenswerte Unglücksfälle erinnert, dieser Muraglione della Morte! Gine unwiderstehliche Gewalt bemächtigt sich des aufgeregten Vincenzo, des kleinen Bauern mit dem liebebedürftigen, träumerischen Herzen. Ginen Augenblick vergißt er seine alte Mutter, sein Brüderchen, Gioconda, das Dorf in den Albanerbergen, er vergißt feine Bflicht als Solbat, vergißt, daß das Baterland auch über dem Geringsten wacht, der in seinem Dienste leidet, er vergißt, daß der Selbstmord auch eine Fahnenslucht ist. Er ist müde, todmube; er ift nicht mehr herr seiner Sinne; ein ungestümes, unbezwingliches Sehnen nach Freiheit überkommt ihn, durchdringt ihn, bewältigt ihn . . . Wo kann er Ungebundenheit, wo Ruhe finden, wenn nicht durch den Tod, die letzte Zuklucht so vieler unglücklicher, bethörter Wesen, die sich von dieser Mauer herab in die Arme des Todes gestürzt haben?

Rufen ihn nicht ihre Beifter? Bincenzo wähnt, daß um ihn ein Todesreigen eröffnet werde. In einer Art Jrrfinn ladet er seine Muskete, führt bas

Rohr in den Mund und drückt unbewußt los.

Zuerst fühlt er nichts. Es thut also nicht weh? Es ist Aufter fullt er fichts. Es ihnt als ficht fied weg. Es ihn fischen ficht zu sterben? Dann fühlt er einen brennenden, stechenden Schmerz, eine plögliche Schmäche überkommt ihn, er glaubt, langsam in eine unergründliche Tiefe zu rollen.
"Tiburzi! Hallo! Tiburzi! Bincenzo!"
Wie im Traume hört der Jüngling diese Worte; er liegt

regungslos auf bem Riiden, blutiger Schaum quillt aus feinem Munde.

Tiburgi! Bincenzo! Ramerad, wo bift bu?"

Ganz undeutlich unterscheidet er einen Zollwächter, der fommt und geht, an die Thur des Hauschens klopft, überall umherblickt; aber es ift ihm unmöglich zu rufen, er kann nicht einmal stöhnen.

"Tiburzi! Tiburzi! Zum Teufel, was ift hier vorgegangen? Unglücfeliger Mensch!"

In diefem Augenblick ftogt fein Fuß gegen einen unbeweglichen Körper.

weglichen Körper.
"Dio mio! Dio mio!"
Und der gute Kamerad, der einzige, der sich freundschaftlich und teilnehmend gegen Bincenzo bezeigt hat, kniet nieder, beugt sich über ihn und entzündet einige Streichhölzer; denn der Wind hat sich gelegt.
"Was sehlt dir? Was ist geschehen? Dio mio, ich glaube er ist verwundet... er blutet."
Und eine Uhnung des Vorgefallenen dämmert im Geiste des Zollwächters.

Zollwächters.

"Bincenzo, hörst du mich? Paß auf, Kamerad, du mußt mir zuhören... Deine Mutter ist da, ja, in Genua, sie ist heute abend angekommen und gleich in den Palazzo geeilt, um dich zu umarmen! Man hat ihr gesagt, daß du diese Nacht Dienst hättest, daß sie dich erst morgen sehen könne. Ich war zugegen, als der Maresciallo mit ihr gesprochen hat, und da ich bemerkt, daß du in letter Zeit sehr traurig und niedergesichlagen gewesen bift, bin ich herbeigeeilt, um dir die frohe

Runde zu überbringen." Ach! Bincenzo antwortet nicht; aber ein Lichtstrahl hat seine Seele erhellt, er hat die Hand des Kameraden gebrückt, bes guten Samariters, bem viel wird vergeben werden wegen feiner Barmherzigkeit! — Er drückt fie mit dem letzten Auf-

wand seiner Kraft.

Bincenzo! Bincenzo! Dio mio! Er wird doch nicht fterben!" Das Meer brauft so gewaltig, daß kein Rusen gehört wird. In vier Sägen erklimmt der Zollwächter die Treppe, wobei er Gefahr läuft, ein Bein zu brechen, halt ben nächsten Tram an, bessen Endstation nur gehn Schritte vom Balafte San Giorgio entfernt ist, beauftragt den Schaffner, dort den Un-glücksfall zu melden, und kehrt eilig zu Vincenzo zurück. Da er nichts anderes zur Hand hat, neht er dem Unglücklichen Stirn und Hände mit Wasser, wischt ihm behutsam den blutigen Schaum von den Lippen und flüstert ihm ins Ohr: "Mut gesfaßt, Lincenzo! Deine Mutter ist da ... du sollst sie morgen leben!" sehen . . . du follst sie morgen sehen!"

Nach der Abreise ihres Bincenzo war die arme Mutter ganz traurig und faffungslos in der Gutte gurudgeblieben. Bie leer, wie obe war alles um fie her! Das Rind mit den offenherzigen, treuen Augen schien alles Glück mit fich genommen herzigen, treuen Augen ichten alles Gluck mit sich genommen zu haben. Es wurde ihr viel schwerer, den Garten zu bebauen, die Erde war so hart; sie hatte kein Auge mehr sür die schöne Landschaft, sür den tiefblauen Spiegel der beiden Seen, sür die weite grüne Fläche der Campagna. Ihr Vincenzo sehlte ihr weit mehr als sie geglaubt hatte. Er war so geschickt und arbeitsam, erfahren in der Landwirtschaft, kurz und gut, ein Bauer im wahren Sinne des Wortes, daß sogar die Haustere, Die Schweine und Sühner ihn zu vermiffen schienen, sich nach ihm fehnten.

"Weißt du noch?" fagte fie zu Pippo, der ein wenig wunderlich war; denn er mochte gar nicht auf dem Felde arbei-ten, sondern steckte lieber seine Nase in die großen Bücher, die ihm der Priester lieh, da er ein sehr getreuer und frommer Chorknabe war.

"Beißt du noch?" sagte fie zu Gioconda, die von Zeit zu Zeit in der kleinen Hutte vorsprach.

Oh, diese hatte immer ein offenes Ohr für sie. Sie erinnerte sich an alles, alles, sogar die geringsten Kleinigkeiten, welche die Mutter vollständig vergessen hatte, und wenn sie von dem Zollwächter sprach, war sie stets voll seines Lobes.

(Schluß folgt).